Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 34 (1944)
Heft: 37

Artikel: Die gelben Perlen [Fortsetzung]
Autor: Rabl, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647500

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE GELBEN PERLEN

Abenteuerlicher Roman

von

Hans Rabl

9. Fortsetzung

Unangenehm war nur die breite Bandage aus elastischen Binden; Ray hatte versprochen, sie bald von ihr zu befreien. Betjes Gedanken richteten sich von selbst auf den Mann. Ein sonderbarer Mensch, dieser Rammohan Ray; bemerkens wert auf jeden Fall durch seine Geschicklichkeit, eine Mauer um sich zu legen, genau so undurchdringlich wie dort drüben der Wald. Gefährlich vielleicht auch. Es war ein prickelndes, kitzelndes Gefühl, sich vorzustellen, eines Tages fände sie seine Gefährlichkeit heraus. Sie fühlte, dass sie das ganz sicher tun würde; selbst ohne den Auftrag der World Tribune, allein von Wissbegier um das eigentliche Wesen des Mannes getrieben.

Als habe sie ihn mit ihren Gedanken herbeigerufen, betrat Ray die Terrasse. Wie immer, tat er's unhörbar; diese Unhörbarkeit war typisch für ihn. Er ging auf den gleichen Sammettatzen wie der schwarze Panther dieser Inseln; ob seine Krallen ebenso spitz und scharf sind, dachte sie und lächelte ihn an.

Ray zog einen Hocker herbei und setzte sich zu ihr, nahm in der Gewohnheit des Arztes für einen Augenblick ihr Gelenk, um den Puls zu fühlen, liess es fast sofort wieder frei. „Ich kann nur sagen, ich wünschte, Sie wären so zufrieden mir mir, wie ich es mit Ihnen bin", sagte er.

Sie nickte. „Ich fühle mich wirklich jeden Tag besser. Nächstens werde ich Sie bitten, mir ein Begleitboot zu stellen, wenn ich nach Ambon zurückschwimme."

„Das wäre vielleicht doch etwas viel. Aber wie wäre es mit einer Partie Golf? Sie spielen doch Golf?"

„Natürlich! Ich bin nicht umsonst drei Jahre in USA gewesen."

„Wundervoll. Ich habe zwar zwei Garnituren Schläger, aber keinen Partner. Und es wird auf die Dauer langweilig, nur mit sich selbst zu spielen."

„Ja — haben Sie denn einen Platz?"

Er hob die Schultern. „Was man so Platz nennt. Neun Löcher, mit reichlich ungepflegten Grüns zwar, aber dafür scheusslichen Hindernissen. In ein paar Tagen können wir ihn versuchen, wenn Sie wollen."

Sie wurde unvermittelt ernst. „Wenn ich in ein paar Tagen so weit bin — meinen Sie nicht, es wäre richtiger, mich dann nach Ambon zu bringen?"

Er schüttelte den Kopf. Immer noch in seinem leichten, scherzhaften Ton sagte er lächelnd: „Sie können nicht verlangen, dass ich mich des Golfpartners, nach dem ich mich solange sehne, selbst beraube. Nein, nein, ich behalte Sie hier!"

Sie setzte sich hoch. „Der Spass geht etwas weit, finden Sie nicht selbst?" Ihre Stimme war kehlig und rauh.

„Gut", meinte er und lehnte sich zurück. „So will ich Ihnen sagen, dass es kein Spass ist. Ich bin mir darüber klar geworden, wer Sie sind. Was Sie hier suchen. Ich kann es mir um meiner eigenen Sicherheit willen nicht leisten, Sie fortzulassen, ehe ich nicht selbst die Insel aufgebe. Allzulange wird das nicht dauern. Ein halbes, längstens ein ganzes Jahr. Das muss Sie trösten. Ihr Onkel wird auch dann noch froh sein. Sie in die Arme schliessen zu können — meinen Sie nicht?"

„Das dürfen Sie nicht!" schrie sie. „Das dürfen Sie ja nicht!"

„Wer", fragte er kühl, „sollte mich hindern? Sie? Oder Cornelis de Witt, der Sie tot glaubt? Am Ende Kapitän van der Stappen? Ich denke, ich darf, was ich kann."

„Wie mochte ich nur einen Augenblick denken, ich hätte einen Gentleman vor mir!" keuchte sie.

„Das", murmelte er und stand auf, „hätten Sie vielleicht nicht sagen sollen."

„Ach — verlangen Sie nicht von mir, dass ich Rücksicht auf Ihre zarten Gefühle nehme — in einem Augenblick, in dem Sie mir eine unbefristete Freiheitsberaubung ankünden!" Sich zur Ruhe zu zwingen, holte sie ein paarmal tief und stöhnend Atem. „Haben Sie denn für diese plötzliche Aenderung Ihrer Ansichten einen Grund? Habe ich Ihnen schon mein Wort verweigert, über Sie und die Insel nicht zu sprechen?"

„Ich bitte Sie nicht um Ihr Wort. Man kann keiner Journalistin das Wort abnehmen, über einen erfolgversprechenden Stoff zu schweigen. Eher —."

„Woher wollen Sie wissen —?"

Er hob ein wenig die Hand. „Nicht lügen", bat er. „Es steht Ihnen nicht und hat keinen Zweck. Sehen Sie, Sie haben auf Ambon in Takkûrs Bar zu viel mit Steuermann Lens gesprochen. Ihr Pech, dass Takkûr so vorzügliche Ohren hat. Wer in der ausgesprochenen Absicht nach Ambon geht, die Schildpads aufzusuchen, wer mit einem kleinen Betrug den Kapitän der „Pinaja" zum Anlaufen der Inseln zwingt, wer eine ganze Menge von dem Gerede der Eingeborenen über die Inseln weiss, obgleich er schnurstracks aus New York kommt, wer in Makassar einen recht gut informierten Korrespondenten sitzen hat —."

Sie verstummte, aufs tiefste betroffen. Es hatte in der Tat keinen Sinn mehr, zu leugnen. „Woher haben Sie das alles?" fragte sie nach einer geraumen Pause. „Von Takkûr?" Sie entsann sich der Silhouette des Inders, der auf dem Dach seines Hauses eine Taube in die Luft warf. „Sie haben eine Taubenpost mit ihm?"

„Wie gut Sie kombinieren!" nickte Ray. „Sie sehen jetzt ein, nicht wahr, dass ich Sie nicht fortlassen kann?"

„Nein. Denn — ich weiss ja nach wie vor nicht, was Sie hier treiben. Wie kann ich also etwas von Ihrem Treiben und Ihren Plänen verraten?"

Ray lachte. „Das ist nicht wichtig. Wichtig ist, Sie wissen, wo ich bin. Wären Sie ein Mann, wären Sie nicht hilflos und krank zu mir gekommen, als mein Gast", sein Gesicht wechselte für eine flüchtige Sekunde den Ausdruck in einer Weise, die sie zusammenschrecken liess, „vielleicht."

Langsam streckte Betje sich lang aus. „Sie", sagte sie leise, „sind hier der Herr. Ich muss mich ja wohl fügen. Nur", sie blickte dabei den Himmel an, um sein Gesicht nicht zu sehen, erwarten Sie künftig keine Schonung von mir. Wenn ich es kann, werde ich flüchten. Und dann werde

Wenn Bern, dann Casino!

ich, was ich irgend gesehen und erfahren habe, ohne alle Rücksicht veröffentlichen. Vielleicht war es nicht klug von Ihnen, Herr Ray, mich ohne weiteres als Feind zu behandeln. Man hätte mich möglicherweise zum Freund machen können. Das haben Sie versäumt."

„Kann sein", meinte Ray und stand auf. Er neigte sich über ihre Hand, küsste höflich die Fingerspitzen. „Das wird Sie aber nicht hindern, hoffe ich, mir eine scharmante Feindin zu sein?" Er klatschte in die Hände. „Erlauben Sie mir, Ihnen eine kleine Ueberraschung zu bereiten: ich möchte Ihnen den einzigen weissen Mann der Insel vorstellen!"

Betje fuhr von ihrem Sessel in die Höhe. Die Erregung liess sie den Schmerz vergessen, den sie dabei empfand. Ein weisser Mann hier! Nicht allein, nicht ganz allein zu sein —.

„Dies ist", hörte sie Ray sagen, „Michael O'Dwyer, mein bester Freund. Mike, du bist so freundlich, Fräulein Swarth zu unterhalten — ich habe leider zu tun."

Betje sah den Inder nicht gehen. Sie war völlig damit beschäftigt, den Mann zu mustern, den Ray seinen besten Freund genannt hatte. In ihrem Gesicht spiegelte sich, nach der ersten Erregung, abgründige Enttäuschung. Einen Leidensgefährten zu finden hatte sie gehofft — und fand den Handlanger eines verdächtigen, höchst zweideutig erscheinenden Farbigen —?

Michael O'Dwyer war ein schmaler, fast hagerer Mensch, kaum mittelgross, so weissblond, dass sein Gesicht, auf dessen rötlicher Haut Brauen und Wimpern verschwanden, sonderbar nackt erschien. Sein Schädel war betont rund, die grossen Ohren mit angewachsenen Läppchen waren in der oberen Hälfte zerhauen wie die eines Boxers; sein Mund war breit, die Lippen aber schmal und hart. Die Nase war von einem schweren Hieb, dessen Narbe sich quer über die Stirn bis unter den Haaransatz zog, zertrümmert und eingedrückt. Er war ganz und gar kein schöner Mann, dieser Michael O'Dwyer; doch die Art, wie er gehemmt und schüchtern dastand und ihr stumm eine überraschend schmale und gut geformte Hand hinstreckte, deren Goldflaum in der Sonne schimmerte, war so zwingend, dass Betje nach dem Zögern einer Sekunde einschlug. O'Dwyer blinzelte, als blicke er in die Sonne. „Ich bin zwar dabeigewesen", sagte er stockend, „wie Ray Sie von der Schäre da drüben holte — aber, dass Sie so schön sind, hab' ich damals nicht gesehen."

Betje senkte unter seinen lichtblauen Augen ein wenig den Kopf und lächelte leise. Nicht was der Ire gesagt, wie er es hervorgebracht hatte, machte den Mann überraschend liebenswürdig. Und noch während ihre Hand in der seinen lag, beschloss sie, Mike O'Dwyer solle sie befreien.

* * *

Die Bar, die sich im ersten Hotel von Ambon befindet, ist ziemlich lang. Das hat zwei Vorteile: nicht nur haben viele durstige Männer nebeneinander daran Platz, man kann auch, ohne dass es allzu gezwungen wirkt, an dieser Bar einen Mann allein hocken lassen. So allein, wie Jan van der Stappen es an diesem Abend war. Es war nicht so, dass man ihn geradezu schnitt; nein, man erwiderte seine Grüsse wohl — warum auch nicht, da das Seegericht ja noch nicht gesprochen hatte, und es durchaus unangebracht gewesen wäre, seinem Spruch vorzugreifen. Doch mehr tat man nicht. Man forderte Jan nicht auf, ein Glas mitzutrinken oder eine Runde auszuknobeln. Man zeigte ihm — nirgendwo in der Welt versteht man sich auf derartige Feinheiten so gut wie in Fernost, wo jedermann von jedem nicht nur alles weiss, sondern dieses Wissen fortwährend anwendet — dass man mit ihm als einem peinlich Angeschuldigten nicht gut umgehen könne, als sei nichts geschehen. Jan verfluchte sich, hergekommen zu sein. Wenn dieser Engländer, dieser Brodie, schon mit ihm sprechen wollte, hätte er das ebenso gut in Takkûrs Bar tun können, wo man nicht so wählerisch war wie hier. Er verfluchte alle diese übervorsichtigen Leute, die zu ängstlich waren, mit ihm zu sprechen, ehe das Seegericht geurteilt hatte. Und langsam, etwa nach dem vierten Drink, begann er zu begreifen: Ambon war der Ansicht, die Untersuchung des Seegerichts werde nicht nur jene blosse Formalität sein, als die Jan sie bisher betrachtet hatte; Ambon hielt die Sache für ernst. Als Jan das begriff, schnappte er nach Luft und vertilgte gierig den fünften Drink. Er hatte Cornelis de Witt für einen durch Kummer und Schmerz halb Irrsinnigen gehalten. Plötzlich aber erschien es ihm halb irrsinnig, dass er geglaubt hatte, niemand könne Hand an ihn legen. Ambon, das war deutlich, erwartete anderes. Ambon stiess den Mann, der im Begriff war, Namen und Ehre zu verlieren, rücksichtslos aus. Jetzt fluchte der junge Kapitän nicht mehr. Still wartete er, ohne weiterzutrinken; möglicherweise barg der dunkle Vorschlag dieses unbekannten Mannes Brodie den kargen Rest aller seiner Zukunftsaussichten in sich.

Hätte Jan Gelegenheit gehabt, mit ein paar anderen Leuten über Brodie zu sprechen, wäre er minder erstaunt gewesen, als der Engländer eintrat. Brodie war nicht allein. Neben ihm, gross, gerade, ging eine überaus reizvolle Frau; ihr schönes, kastanienrotes Haar war auffälligerweise zu einem tiefsitzenden, reichen Knoten geschlungen, ihre Haut sehr hell, ganz unverbrannt und von vollkommener Reinheit. Sie stand eine Sekunde in der Tür, leicht den schönen, feingeschnittenen Kopf von links nach rechts bewegend, als nehme sie eine Revue ab, und Jan bemerkte, dass ihre grossen, länglich geschnittenen Augen die tiefe und doch

MASERE

Muetti, säg, was söll i mache?
I weiss eifach nimme was!
I hätt gärn chli Zuckerwasser —
gäll, du gisch mer no nes Glas!

Muetti, 's isch so heiss da inne.
Gsesch es nid, i schwitze ja.
Nimm die dicki Dechi dänne,
wenn i doch kes Fieber ha!

Muetti, säg, was ghört me dusse?
Isch der Vatter ume Wäg?
I wott eifach zue-n-ihm use!
Wohl, i wott! I bi ja zwäg!

Muetti, darf der Chrischte Hansli
morn no geng nid zue mer cho?
Weisch, du hesch mers doch versproche,
bsinnsch di, letschti Wuche scho!

Muetti, chumm jetzt einisch yne!
Bis nid geng ir Chuchi uss! —
Nei, i ha ke Gluscht für Oepfel,
gib mer lieber Brot u Nuss.

Muetti, los doch au der Ringgi,
wie-n-er bösen isch und knurrt! —
Muetti, lueg die dummi Flöige!
Chumm u jag se hurti furt!

Muetti, chöi mer no nid ässe?
Git es hütt Härdöpfelstock?
Nei, i ma nid Soosserüebli!
Mach mer doch en Ankebock!

Muetti, gib mer ds Bilderbüechli,
aber das vom Oschterhas! —
Muetti, säg, was söll i mache?
I weiss eifach nimme was!...

Ernst Balzli

durchsichtige, schillernde Bläue von Edelopalen hatten. Halb hinter ihr wurde, in tadellosem Tropensmoking, Deacon Brodie sichtbar; und in der Bar verstummte mit einem Schlag alles Reden.

Als dieser Augenblick der Spannung vorüber war, das Gespräch von neuem aufsummte und die schöne Frau, von Brodie gefolgt, wieder zu gehen begann, neigte sich Jan rasch vor. „Wer ist das?" fragte er den Barmann.

„Frau Pheasant Brodie."

„Aber — wer ist das?"

Der Barmann hob die Schultern. „Seine Frau."

Jan kam nicht mehr zur Antwort. Brodie war bei ihm, schüttelte ihm die Hand, sagte, er sei froh, dass Jan die Verabredung nicht vergessen habe, und er hoffe, Jan werde sich freuen, seiner Frau vorgestellt zu werden. Tiefe Verneigung. Handkuss — am Zeigefinger der Rechten trug sie, als einzigen Schmuck, eine schimmernde Zahlperle von Haselnussgrösse; der Perlenhändler Brodie verstand sein Geschäft, wie es schien.

Brodie hatte bereits ein Tischchen ausgesucht und steuerte es nun an. Der Begrüssungscocktail wurde serviert. Der Gastgeber überbrückte geschickt und geübt mit nichtssagend-leichtem Geplauder die ersten Minuten. Dann entschuldigte er sich höflich bei der schönen Frau und meinte zu Jan, nun wolle er rasch das Geschäftliche erledigen.

„Ich warte gespannt", sagte Jan. Es war nicht einmal eine Lüge.

„Darf ich", fragte Brodie, „Ihre Muschelschalen noch einmal sehen?"

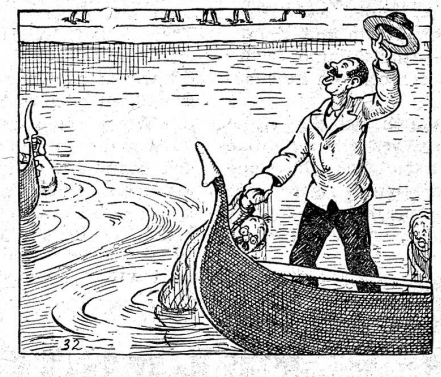
Jan reichte sie stumm über den Tisch. Er wunderte sich nicht. Er war ziemlich sicher gewesen, dass es irgendwie darauf hinauskam. Brodie nahm sie genau in Augenschein, zog eine Uhrmacherlupe heraus, klemmte sie ins Auge. Die beiden anderen sprachen nicht. Plötzlich sagte Pheasant: „Wir stören dich nur. Tanzen Sie, Kapitän?"

(Fortsetzung folgt)

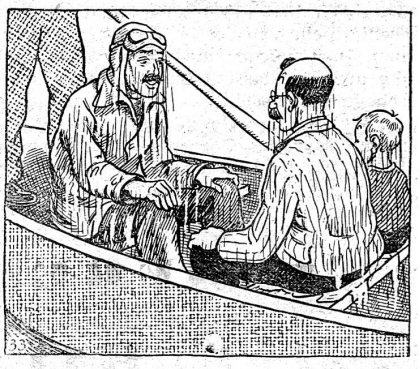
Karlchen Krauseminze kommt zu einer Erbschaft

von G. Th. Rotman
Nachdruck verboten
5. Fortsetzung

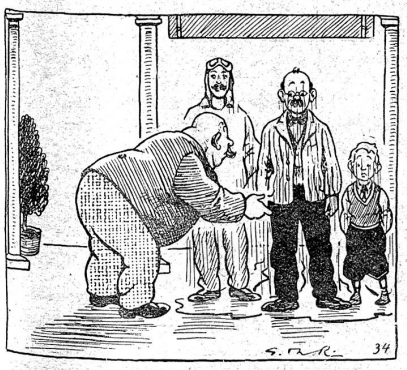
31. Glücklicherweise war die Lagune nicht tief, und das Flugzeug steckte schon bald die Nase in den Boden. Da unsere Freunde alle schwimmen konnten, erschienen sie bald mit dem Kopf wieder über der Wasserfläche und, da der Unglücksfall nicht unbeachtet geblieben war, so waren die Ertrinkenden bald von einer Menge Gondeln umgeben.



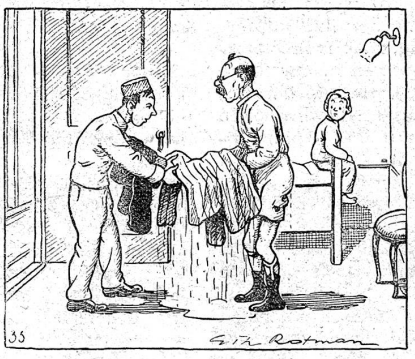
32. Die Rettung ging flott von statten. Die Italiener sind, wenigstens, es wird allgemein behauptet, alle Meister der Singkunst, und so wurde Herr Krauseminze unter den Tönen des schönen Liedes: « Komm in die Gondola, o Violetta! » an Bord gehisst. Nicht, dass er der schönen « Violetta » so ähnlich gesehen hätte, aber es fiel den Gondelführern gerade kein anderes Lied ein.



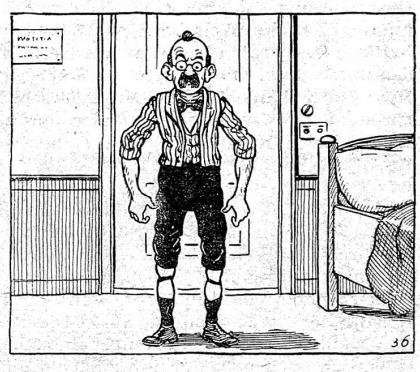
33. Als sie alle in Sicherheit waren, erschöpfte sich der Pilot in Entschuldigungen. Die Gewohnheit werde einem zur zweiten Natur, so führte er aus, er habe gar nicht daran gedacht, dass er es mit einem gewöhnlichen Flugzeug zu tun gehabt habe. Aber das Schlimmste war, dass jetzt die Maschine auf dem Boden der Lagune lag; wieviel Geld und Arbeit würde es kosten, sie wieder heraufzubringen.



34. Triefend begab sich unsere Gesellschaft nach dem nächsten Hotel. Der Hotelier, der schon vom Unglücksfall gehört hatte, glaubte, es mit steinreichen Weltreisenden zu tun zu haben, und er machte denn auch einen Bückling, der ein Klappmesser vor Eifersucht hätte erröten lassen können. « Bemühen Sie sich herein, Signori! », rief er aus und liess ihnen von einem Piccolo ihr Zimmer zeigen.



35. Droben, in ihrem Zimmer, zogen sie die nassen Kleider aus. Herr Krauseminze überreichte sie dem Piccolo, damit er sie in der Sonne zum Trocknen aufhänge, in der « Sole mio », wie Herr Krauseminze nannte. « Ach, hätte er nur bedacht, dass die Mittelmeersonne immer etwas heisser ist, als die in unsern Gegenden ...



36. Wirklich, Herrn Krauseminzens Kleider waren ganz trocken, als der Piccolo sie ihm zurückbrachte, aber als er sie anlegen wollte, da konnte der arme Mann gar nicht mehr hinein, sie waren so schrecklich eingegangen, dass der schöne Anzug kaum noch wiederzuerkennen war.